
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 58. Bromberg, den 12. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In dieser Nacht tat das Haus am waldigen Bergknie einen tiefen Schlaf. Der einzige, der zu der gewohnten Stunde aufstand und in sein Geschäft fuhr, war Friedrich Vandekamp. Selbst der bei aller Leichtigkeit seines Wesens beruflich jetzt so gewissenhaft gewordene Timm setzte sich heute über Pflicht und Ordnung hinweg, ließ Söna Sentland, die auf die Minute pünktlich mit einer dickbauschigen Mappe von Briefen und Papieren an seinem Schreibtisch erschienen war, dreimal vergeblich wiederkehren und das übrige den Vater besorgen, den zu entlasten er sonst ängstlich bemüht war.

Auch Ina hätte gern noch länger geschlafen.

Aber es war nicht möglich. Ein ihr unerklärliches, unausgesetztes Läuten der Hausglocke, ein fortwährendes Laufen und Hasten eilender Füße durch den Vorraum und über den an ihrem Zimmer vorbeiführenden Gang, ein wohl gedämpftes aber doch bis zu ihr dringendes Reden und Fragen ließ sie zu keiner Ruhe mehr kommen.

Zuerst hatte sie angenommen, daß es die verschiedenen Lieferanten oder Boten seien, die ihre vom gestrigen Abend zurückgebliebenen Sachen abholten und wohl auf Geheiß des Vaters den für sie bestimmten hinteren Eingang nicht benutzen durften, weil sie die kranke Mutter, deren Fenster nach dem Garten hinausgingen, in ihrem Morgenschlummer stören könnten.

Aber gleich, als sie aus ihrer Stube in die noch unwirtlichen Räume trat, die überall die Spuren des gestrigen bis an den dämmernden Morgen ausgedehnten Festes zeigten, stieß sie zu ihrer höchsten Verwunderung mit einer jugendlich aufgetakelten, von zwei Laufburschen mit Bergen von Pappkästen und Schachteln begleiteten Dame zusammen, die aus einem ihr bekannten Modehause kam, und gleich darauf begegnete ihr ein mit geschniegelter Feinheit gekleideter Herr, der mit höflichem Gruß an ihr vorbeieilen wollte, auf ihre Frage jedoch, was er hier wünschte, mit ritterlicher Verbeugung vor ihr stehen blieb.

„Verzeihung. Ich glaubte, gnädiges Fräulein wären im Bilde. Gnädige Frau hatten mich herbitten lassen, um mit ihr über einige für sie in unserem Kasino-Hotel freizumachende Räume zu verhandeln. Gnädige Frau war sehr zufriedengestellt und haben Auftrag gegeben, die Gemächer sofort für sie bereit zu halten."

Gemächer? Im Zoppoter Kasino-Hotel?

Da fiel ihr ein, daß der Vater des öfteren davon gesprochen hatte, die Mutter bei dem jetzt wieder schönen und sonnig gewordenen Wetter zu ihrer Erholung auf einige Wochen an die See zu schicken. Aber nun sollte es, ohne daß man ihr ein Wort sagte, über Nacht beschlossen und heute in der Frühe des Morgens gleich ausgeführt werden? Oder hatte der Vater über allen Gedanken und Sorgen am Ende vergessen . . .?

Sie schellte nach Iduna Karsten, die ihr Aufklärung geben sollte, schellte mehrere Male. Die aber erschien nicht.

„Sie wird bei der Mutter sein, ihr beim Aufbruch zu helfen."

Da ertönte draußen die Hupe eines Autos. War es der Vater, der zeitiger heute aus dem Kontor zurückkehrte, um die Mutter zu begleiten?

Nein, der Horchwagen, der da vor der Tür hielt, war vornehmer und neuer als der ihre.

Mit einem kunstfertigen Satz sah sie den Begleiter vom vorderen Sitz springen, in das Innere des Hauses treten.

Nun wurde es ihr doch zu bunt. Was in aller Welt ging denn hier vor?

Da öffnete eine dienstfertige Hand die jenseits der Diele in den engen Hintergang führende Tür, daß sie weit aufsprang.

Von dem Begleiter gefolgt, der einen kleinen ledernen Handkoffer trug, erschien, leicht auf einen Stock gestützt, eine vornehme alte Dame im schwarzen Seidenkomplet.

„Großmutter!"

„Guten Morgen liebe Ina! Es freut mich, dich so früh aufzusehen. Da kann ich dir doch Lebewohl sagen. Die anderen schlafen wohl noch. Grüße Frau Vandekamp von mir. Ich wünsche ihr gute Besserung. Auch deinen lieben Vater . . ."

„Ja, aber du, Großmutter . . .?"

Mehr vermochte sie nicht hervorzubringen, fragte sich immer wieder und wieder: Ob sie oder ob die andere oder vielleicht das ganze Haus in dieser Nacht um den Verstand gekommen war?

„Ich, mein liebes Kind? Ich gehe auf einige Wochen nach Zoppot in das Kasino-Hotel. Es war ja ganz nett hier bei euch. Auch das kleine Zimmer war leidlich behaglich. Nur ein bißchen eng und dumpf. Und wenn man alt wird, sehnt man sich nach der Sonne und nach ein wenig Komfort. Den hat man im Kasino-Hotel. Vielleicht besuchst du mich einmal dort, nimmst eine Tasse Tee oder sagst dich zum Essen an."

Und als sie Ina, jetzt völlig fassungslos, mit weitaufgerissenen Augen anstarrte:

„Aber laß nicht zu lange auf dich warten. Wenn sich das Wetter ändert — an der See kann man ihm ja nie trauen — werde ich wohl nach dem Süden gehen, an die Riviera oder nach Florenz."

„Aber deine Sachen, Großmama."

„Was ich mitzunehmen wünsche, steht in meinem Zimmer gepackt und wird abgeholt werden. Das übrige, auch meine Möbel, bekommt Pfarrer Wendland für seine Armen. Auf Wiedersehen, liebe Ina!"

Mit einer tiefen Verbeugung öffnet der Begleiter, der vorangegangen war, die Ausgangspforte.

Ein Motor surrte, eine Hupe erklang, ein Wagen flog in den lachenden Julimorgen.

Auf einer kleinen gepolsterten Bank an der Längswand der Diele aber saß Ina, sah unentwegt auf die Ausgangspforte, durch die die Großmutter eben in königlicher Haltung davongegangen war.

Da stand Pfarrer Wendland vor ihr.

Wo kam der nun wieder her? Was wollte er so früh? Sie über irgendeine Vernachlässigung zur Rede stellen? Er hatte es ja immer mit der Großmutter gehalten und ihre Sache geführt. Aber vielleicht konnte er ihr Aufklärung geben.

Doch in seinen fragend auf sie gerichteten Augen lag dasselbe Erstaunen.

„Ich wollte Ihre Frau Großmutter sprechen und hörte, daß sie ausgefahren wäre."

„Nicht ausgefahren. Ausgezogen! Für immer. Nach Zoppot . . . in das Kasino-Hotel. Und wenn es kalt wird, geht sie nach dem Süden . . . an die Riviera oder nach Florenz."

War es Ernst? Oder Scherz? Oder versteckter Hohn? Er wußte es nicht.

„Ja . . . es ist eine wunderbare Sache", sagte er schließlich. „Aber das alles ist nichts gegen dies hier!"

Er entnahm seiner Brieftasche einen Schein, reichte ihn ihr hin. „Wissen Sie, was das ist? Eine Anweisung auf 20 000 Gulden, zahlbar bei der Deutschen Bank im Auftrag der Frau Sabine Wallburg-Werra."

Jetzt endlich dämmerte es wie eine Ahnung durch Inas Seele.

Sie trat an den Fernsprecher, verband sich mit dem Kontor, ließ den Vater herbeirufen.

„Jawohl. Die Großmutter hat ihren Prozeß gewonnen. 500 000 Gulden."

„Und davon hast du mir nicht ein Wort gesagt?"

„Wann sollte ich es tun? Mich traf es ebenso unvermutet. Und des Morgens schlieft ihr alle. Im übrigen komme ich heute früher nach Hause, ich habe etwas Wichtiges vor. Sowie ich Näheres weiß, erhältst du Nachricht."

Sie legte den Hörer fort. „Also es hat seine Richtigkeit!" wandte sie sich zu Pfarrer Wendland.

„Dann alle Achtung vor dieser Frau! Kaum in den Besitz gelangt, opfert sie sofort eine solche Summe für die, die in Not und Elend sind."

„Opfert?" gab sie mit leichter Ironie zurück. „Ich glaubte: Wer von dem Überfluß gibt, opfert nicht. Sagten Sie nicht so?"

„Ganz recht. Das habe ich gesagt. Und doch . . . so viel! Und mit so warmer Hand. Und ohne jedes Wägen und Zählen — wer tut das?"

„Ich bitte Sie, eine so reiche Frau!"

„Nein, das macht es nicht. Die Freude war es."

„Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden. Ich weiß nicht, wo ich es einmal las."

„Ich muß an ein anderes Wort denken", erwiderte er: „Macht euch Freude mit dem ungerechten Mammon, auf daß sie euch, wenn ihr darbet, aufnehmen in die ewigen Hütten."

„Was soll schließlich eine alte Frau mit so viel Geld?"

„Ich habe oft genug erfahren, daß die am wenigsten geben, die am meisten haben."

Nichts hatte ihm ferner gelegen, als sie zu kränken.

Aber sie befand sich seit jenem Abend, da sie in ihrem Zimmer über ähnliche Dinge aneinander geraten waren, in einer gewissen gereizten Stimmung wider ihn und fühlte sich verletzt.

Er merkte es gar nicht. „Wenn Sie wüßten, wie glücklich mich das macht. Jetzt endlich bin ich am Ziel. Jetzt kann ich der bodenlosen Armut entgegentreten und der niederdrückenden Arbeitslosigkeit, auf die ich überall stoße, in meinem Arbeitszimmer, auf der Straße, in den Häusern, kann zu ihr sagen: Weichet! Hier ist Geld die Hülle und die Fülle!"

Etwas Rührendes war in seiner Freude. Wie ein Kind war er, dem der Weihnachtsmann einen Sack ungeahnter Schätze in den Schoß wirft, und das gar nicht weiß, wohin mit all seinem Reichtum.

Die Ursprünglichkeit, mit der er seine Freude äußerte, und der warme Idealismus, der aus ihr sprach, gefielen ihr um so mehr, als ihrem zurückhaltenden, etwas nüchternen Wesen eine so impulsive Art weniger lag.

Nun kamen auch Anna Katharina und Timm.

„Alle Wetter!" rief dieser in seiner lebhaften Weise. „Das nenne ich Lebenskunst! Fängt noch einmal von vorne an. Bei so alten Leuten sollte man es kaum für möglich halten. Aber sie weiß wenigstens ihr Geld auszugeben. Doch der alte Herr wartet mit Schmerzen auf mich. Er hat noch allerhand vor, wie er mir eben am Telephon sagte. Ich will sogleich ins Geschäft, ihn abzulösen."

Auch an diesem Morgen war Friedrich Vandekamps erster Gang hinauf zu seiner Frau gewesen.

Er hatte sie in tiefem Schlaf gefunden, aber Jduna Karsten hatte ihm berichtet, daß sie eine sehr schlechte Nacht gehabt und eben erst wieder etwas Ruhe gefunden hätte.

Da glaubte Friedrich Vandekamp die Stunde gekommen, den lange gefaßten Entschluß auszuführen.

Er ging, sowie er im Kontor angelangt war, an den Fernsprecher, meldete ein dringendes Gespräch nach Königsberg an, bekam nach einigem Warten endlich Professor Hermenau und bat diesen, sobald es seine Zeit irgend erlaube, zu seiner Frau zu kommen, die seit Monaten ohne jede Besserung, ja, vielleicht ohne Hoffnung auf eine solche, krank darniederläge.

Der Professor, der seine Sorge und Erregung herauszuhören meinte, rief zurück, daß er im Begriff sei, zu einer Konsultation nach Süddeutschland zu fliegen, daran noch eine weitere Reise anschließen müsse, aber bereit sei, auf der Hinfahrt zu ihm zu kommen, und daß ihn Herr Vandekamp heute gegen Mittag von dem dortigen Flugplatz abholen könne.

Als Friedrich Vandekamp in seinem Hause anlangte, hörte er von Ina, die ihm bereits im Vorgarten entgegenkam, daß Professor Hermenau soeben eingetroffen und oben bei der Mutter wäre. Er hätte aber angeordnet, daß niemand bei der Untersuchung zugegen sein und auch der Vater erst Zutritt haben dürfte, wenn diese beendet wäre.

Nun wartete Friedrich Vandekamp in seinem weitgeöffneten Arbeitszimmer auf den Augenblick, wo die Tür da oben über der Diele sich öffnen, der Professor heraustreten und ihn zu sich rufen würde.

Minute auf Minute verging. Viertelstunden wurden Ewigkeit, still stand die Zeit. Nichts regte sich. Es war, als hielte das ganze Haus seinen Atem an.

Endlich . . . ein kaum wahrnehmbares Öffnen und Schließen der Tür da oben, ein gedämpfter Schritt die gewundene Treppe hinunter. Auf der Diele standen sich Friedrich Vandekamp und der Professor gegenüber.

„Wenn es Ihnen recht ist, komme ich mit Ihnen in Ihr Zimmer, damit ich Sie dort in aller Ruhe über das Ergebnis meiner Untersuchung unterrichte."

Friedrich Vandekamp, der gern alles sofort auf der Stelle vernommen hätte, fügte sich, geleitete den Professor in seine Bücherei, ließ ihn Platz nehmen und reichte ihm die Zigarre, um die er gebeten hatte . . . alles mit einer merkbaren Hast und Nervosität.

„Ich habe Ihre Frau Gemahlin auf das Sorgsamste untersucht", begann der Professor mit langsam wägender Stimme. „Ihr Hauptleiden besteht in einer nicht leichten Erkrankung des gesamten Nervensystems und einer damit verbundenen allgemeinen Körperschwäche, die wir mit aller Energie bekämpfen werden. Aber es ist nicht das organische Leiden allein, ja, ich möchte sagen, dies ist keineswegs die Hauptsache. Sondern die psychische Beeinflussung, die zermürbende, durch das lange Zubettliegen bedenklich genährte Beschäftigung mit ihrer Krankheit. Ich ordne deshalb entgegenbesetzte Behandlung an. Die Patientin wird ihre Krankenstube verlassen, in einigen Tagen zu Ihnen nach unten ziehen, hier eine Zeitlang auf dem Sofa liegen, dann in einem bequemen Stuhl sitzen und vor allem auf das Sorgsamste und zugleich Unmerkbarste gepflegt werden. Aber nicht von dieser fürchterlichen Person da oben, die einen gesunden Menschen wohl krank, aber nicht einen kranken gesund pflegen kann. Sondern von einem jungen lebensfrohen Wesen, das seine heitere und beruhigende Art auch auf sie überträgt. Vielleicht Ihr Fräulein Tochter, die mich vorhin empfing."

Nein . . . die hat nicht die nötige Geduld, zuckte es Friedrich Vandekamp durch den Kopf. Sie versteht die Mutter auch zu wenig, ist zu verschieden von ihr. Aber Anna Katharina! Wenn sie heiraten, bliebe sie ja sowieso im Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Roßknechtprobe.

Erzählung von Franz Braumann.

Als die Sonne ihren weiten Tagbogen zu Ende gefahren war, fiel sie müd' in das Gezweig der Esche. Der Baum hob stumm wie ein alter Mann seine Arme der goldenen Last entgegen. Durch den Himmel zogen ein paar Krähen steten Fluges ihren Schlafbäumen zu.

Die wachsenden Schatten schritten schon in das dampfende Frühlingsfeld, da setzte Sebastian Wolf den Pflug zur letzten Furche an. Und wie er sich bückte, die Stränge von den Pflugscheiten zu lösen, da spürte er in Kreuz und Rücken die ungewohnte Last des erfüllten Tages. Mühsam streckte er sich gerade und hängte das Leitseil in das Pfluggestänge. Dann schritt er in maßgerechtem Gang die Breite des Ackers ab. Neunundsiebzig, achtzig, einundachtzig. Einundachtzig Furchen hast du, Sebastian, das ist recht und gut für den ersten Tag! Ja, und im Hinauswenden aus dem Acker blickte Sebastian noch einmal zurück und bekam ein erfahrenes, ruhvolles Gesicht. Die Arbeit ist gut und getan, das muß auch dem Bauer genug sein und dem Jakob!

Im Heimzuschreiten verlor sich wieder die krumme Last seines Rückens. Seine Gedanken hatten genug daran zu tun, was heute noch alles auf seinen Handgriff und die rechte Gewalt wartete. Leer wird die Truhe sein, und Hafer muß er noch bringen, drei Gaufen voll. Und Roßstatt und Balken sind voll noch mi taltem Mist. Ja, der junge Sebastian Wolf, der mit seinen siebzehn Jahren Roßknecht geworden, hatte genug zu überlegen und auszudenken!

Den Schritt des Fuchsen überhörte er dabei, der klemperte und kleschte auf dem Feldweg. Im Scheunentor stand stumm und bitteren Gesichts der alte Knecht. Wie hatte da vor einer Woche der Bauer gesagt? „Jakob, laß jetzt den jungen Sebastian mit den Rossen gehen! Du plagst dich, und er tut die Arbeit dabei leichter. Und ist er den Rossen nicht gewachsen, ja, dann nimmst du sie wieder in die Hand."

„Ja wie stellte denn der Bauer sich das vor? Roßknecht sein, dreißig Jahre, und dann die Pferde aus der Hand geben müssen, wie man eine Gabel hingibt oder ein Grabscheit: Da nimm du es jetzt, meine Tagschicht ist aus! Der Teufel hol' die paar geschundenen Handgriffe und mein mürbes Gehwerk! Mein Tagwerk ist aus, wenn ich mich einmal ausstrecken muß auf dem Laden und wenn die Hände steif werden!

In solcher Gestalt überfiel den alten Roßknecht der Kummer wieder, als das Gespann in den Hof hereinreiste. Den unrechten Laut des lockeren Hufeisens hörte er. Ob Sebastian denn nichts weiß von einem Huf, der ausgetreten wird, wenn das Eisen halb nur daranhängt, fragte er mit unguter Stimme.

Sebastian Wolf hörte die dunkle Drohung, die hinter den Worten lauerte. Es stieg ihm ein heißeres Blut auf. Die Rosse gönnt er mir nicht und sucht nach Grund und Ursach! Das spürt er. Aber er ließ dem Zorn keine Gewalt. Er löste das zweite Pferd vom Laufriemen. „Geh mit dem Rappen hinein in den Stall zu den andern!" sagte er nur. Und dann ging er stumm nach Hammer und Zange. Hinkniete er zum schwarzen Hinterhuf des Falbfuchsen, der fromm und still auf dem Tennenboden stand, und zog ihm Nagel um Nagel härter durch das Horn.

Aber Jakob, dem alten Roßknecht, tat es nicht gut, daß er aufatmend wieder eintrat in den Stall. Der harte, beißende Geruch fing ihn ein, das Lager vor Barren und Futtertruhe brachte wieder die vielen Nächte gemeinsamen Schlafes von Mensch und Tier herauf. Und auf der Fensterbank lockten Striegel und Bürste zur Arbeit. Er stand da wie in halber Betäubung.

Sebastians Stimme zerbrach das gute Erinnern. Er, Jakob solle den Acker sich anschauen und dann erst gering reden von ihm! Einundachtzig Furchen habe er umgelegt und keine Reißfurche, kein Beham sei dabei! Sebastian hegte noch halben Groll gegen den Schmäher seiner jungen Knechtsehre.

„Du geh' heim mit deinen Furchen! Das macht noch keinen Roßknecht!" Jakob lachte ein bitteres Lachen. Da müsse noch andere Arbeit getan werden! Ein Roß ausheilen etwa von Wurm und Kolik, einen wilden Hengst zahm zügeln und ins Geschirr bringen. Aber das könne Sebastian ja nicht wissen, was not tue zu einer Roßknechtsprobe, dazu sei er zu jung!

„Jakob!" Der Zorn brannte hell in Sebastians Gesicht. Seine Faust zitterte wach. Aber dann ging er zum Roßstand mit dem Putzzeug und striegelte den Rappen härter, als es gut war. Das Pferd tänzelte unruhig und blickte böse zurück mit aufgezogenen Lippen. So tat Sebastian stumm seine Arbeit.

Den alten Roßknecht litt es heute nicht in seiner Knechtkammer. Er fand auch kein Wohlsein in der stilleren Nacht, durch die er noch in ziellosem Gange schritt. Die lange, bleiche Straße brachte ihm keine Freude. Aber am ferneren Ende stand ein erhelltes Haus, ein Schild hing über den Fahrweg. Der Schnaps, den er dort trank, war schlecht, aber er tat heute gut. Bin ich denn alt, daß Gott erbarm? So trank er noch ein Glas. Und Sebastian ist viel zu jung. Roßknechtsprobe? Probe hat er auch noch keine bestanden! Ein wildes, schlagendes Roß zum Beispiel . . . Da war es gut, noch ein Glas zu trinken. Ja, Jakob, rief in dieser Nacht böse Gedanken wach und zog sie groß in dunkler Begier. So trank er und sinnierte. Bis er an einem Ende war, stieg der Sichelmond in die helle Nacht. Ja, Himmel und Hölle, das bringt der junge Roßknecht nicht zustand! Und morgen, morgen bin ich wieder Roßknecht!

So trieb es ihn heim zu böser Stunde.

Als Jakob den hölzernen Riegel an der Stalltür zurückschob, schlief Sebastian auf seinem Stallbett einen guten Schlaf. So fuhr er erst empor, als der Fuchs mit hartem Schlag an die Planke dröhnte. Das Mondlicht langte gerade dazu aus, daß er eine Gestalt erkannte, die stand hinter der Planke. Und ein Strang klatschte Schlag um Schlag in die weiche Flanke des Pferdes. Mit einem harten Fluch fuhr Sebastian in Hose und Holzschuh. Im nächsten Schritt aber erkannte er Jakob, der dalehnte in schäumender Wut.

„Jakob, hat dich der Teufel geritten!" Mit maßlosem Erstaunen sprang er ihm in den Arm. Der Betrunkene aber stieß ihn mit roher Wucht zurück. „Die Probe, die Probe!" schrie er heiser. „Mach ihn zahm, den Fuchsen! Spring in den Roßstand! Reiß das Roß auf die Knie! Die Probe, Roßknecht, die Probe!"

Der Fuchs aber stieg indes hoch mit Vorder- und Hinterfuß, die Hufe krachten splitternd an die Planke. Und noch einmal schwang Jakob den Strang und wieder! Da erfaßte Sebastian grausamer Zorn. Er schlug zu mit den Fäusten, daß die Hiebe dumpf und weich einsanken in Wange und Nase.

So geschah es, daß der Fuchs mit dem Vorderfuß in den Barren schoß. Er schnellte wiehernd zurück. Da aber hing der Fuß fest und hart in der langen Kette. Ein Ruck, das Pferd verlor im wilden Weichen vor den Schlägen den Sand. Mit dunklem Schlag dröhnte der schwere Körper an die Planke. Die Kette riß nicht, und das Halfter hielt gut.

So hing der scheue Fuchs mit seinem ganzen Gewicht in der Kette. Der Hals zog sich zu, das Roß röchelte dumpf. Und mit jedem Atemzug schlugen die Hufe schwächer im Stand.

Zu der Zeit hing Jakob schon bleich wie der Tod an der Planke. Er sah klar jetzt und hart den grausigen Ausgang seines Beginnens. Der Schnaps tat sein Teil, die Beine sanken ein, und die Arme schüttelte ein Zittern.

„Der Bauer, der Bauer!" keuchte er. „Weck ihn! Eine Hacke, die Kette; du, du!"

Auch Sebastian überfiel dunkle Bangigkeit. Der Fuchs erwürgt sich, bis der Bauer kam. Da lag auf der Truhe noch die Zange. Der Barren war hoch genug, aber nun stand er drüben im Rücken des hängenden Pferdes. Die Kette stand straff, ein Pressen voll schwarzer Verzweiflung. Das Glied klirrte ab. In letzter Erschöpfung fiel das Pferd in die Roßstatt. Sebastian konnte so schnell nicht mehr wegspringen, den preßte die Wucht des Falles in den scharfen, beißenden Mist auf dem harten Lärchenboden.

Und als dann endlich der Bauer kam, da hatte er noch genug zu tun. Jakob war ja nicht fähig zum Helfen, der lallte nur unklares Zeug.

Das Roß kam nach hartem Rütteln schnell wieder zu sich. Bei Sebastian, der darunter lag, war nicht so bald die Rede davon. Und liegen mußte er zur Heilung überhaupt länger, als es ihm wohl ta und recht war. Aber das war auch zu ertragen. Denn dafür stand es bei dem jungen Roßknecht gut um Probe und Bewährung.

Wir besuchen Rockefeller

Von Helene Rostitz.

Einmal erlebte ich einen Abend über dem Hudson in dem weißen Haus des 96jährigen Mr. Rockefeller. Seine Großtochter und ihr Mann, der Marquis Cuevas, führten mich am Abend zum Essen dorthin. Da wir uns etwas verspätet hatten, fuhr das Auto sehr schnell. Plötzlich wurden wir von der Polizei angehalten, die so unvorsichtiges Fahren hier nicht erlaubt. „Wo fahren Sie hin?" — „Zu Mr. Rockefeller." — „Then paß on!" (Fahren Sie weiter!) Ich war über diese Vergünstigung in einem demokratischen Lande erstaunt.

Bald gelangten wir durch ein weites Tor in einen großen Park mit dunklen Bäumen, die Mr. Rockefeller alle selbst gepflanzt haben soll. Dahinter liegt der Golfplatz, der alle Häuser Rockefellers umgibt. Jedes Haus mit seinen Möbeln muß von Grund auf frisch gemalt und gesäubert werden, ehe er wieder einzieht. Tyrannische Wünsche eines reichen Mannes, der sonst einfach und mit wenigen Dienstboten lebt. Wir fuhren vor ein hohes Tor mit weißen Säulen vor.

Der Herr des Hauses empfing uns stehend in der Halle, mit einer rosa Nelke im Knopfloch, und führte mich gleich zu Tisch. Sein fein modellierter Kopf erinnerte an den König Ramses von Ägypten. Im Gegensatz zu der ganz modernen Erscheinung Fords schien er die alte Tradition und ihren Stil zu verkörpern. Ehe wir uns ganz setzten, erhob sich Rockefeller noch einmal feierlich und verbeugte sich vor seinem Stuhl, indem er langsam sagte: „So begrüße ich nochmals einen vornehmen ausländischen Gast."

Ich antwortete mit einer ebenso feierlichen Kopfverbeugung und fühlte mich in dem Augenblick an einen königlichen Hof mit seiner strengen Etikette versetzt, die dieser 96jährige Mann weiter pflegt. Mr. Rockefeller, der nur ab und zu an kleinen Schüsseln nippte, die vor ihm auf den Tisch gestellt waren, hielt nun eine fließende Unterhaltung aufrecht, die er eigentlich allein führte.

Als Gäste waren nur Mitglieder seiner Familie anwesend. Ihm gegenüber saßen eine ältere Nichte mit einer Spitzenhaube und seine zwei Großtöchter mit ihren Männern, dem Marquis Cuevas und einem Schweizer, einem früheren Reitlehrer. Besonders die Schweizer waren sehr einfach gekleidet. Sie schwiegen alle und lachten nur manchmal, wenn der Hausherr verschiedene Anekdoten zum besten gab. Zum Beispiel wie er eines Abends vor dem Schlafengehen in einer früheren wirtschaftlichen Krisenzeit Mrs. Rockefeller gefragt hatte, was sie von der Depression hielte. „Als Antwort hörte ich nur ein lautes Schnarchen" (er machte den Ton nach), „Mrs. Rockefeller war anscheinend über unsere Vermögenslage nicht sehr beunruhigt."

Nach dem Essen legte sich Mr. Rockefeller, auf Wunsch des Arztes, in einen großen, rotseidenen Liegestuhl und schwieg. Der Salon war sehr geschmackvoll eingerichtet. Ich fand hier ein wirkliches Stilgefühl. Vor weißen Wänden standen rotseidene Möbel. Wenige englische Porträts hingen über besonders schönem chinesischem Porzellan wie das schwarze Muster mit rosa Kirschblüten, das ich nur bei Rockefellers und in einer chinesischen Ausstellung bis jetzt sah. Dann führte mich die Sekretärin in einen anderen Raum, wo noch mehr kostbares chinesisches Porzellan aufbewahrt war.

Bei meiner Rückkehr begann ich mit den Verwandten etwas zu plaudern. Aber die Gespräche blieben ziemlich blaß und unpersönlich. Die wirkliche Persönlichkeit in diesem Hause war der Hausherr, der mich auch bald wieder zu sich rufen ließ. Er hatte sich im selben Zimmer weiter ganz still verhalten und empfing mich liegend, als ob ich gerade angekommen wäre: Er sprach wie ein regierender Fürst und bewegte dabei eine feine, aristokratische Hand: „Wir haben unser großes Vermögen, um der Welt zu helfen, und hoffen, daß die Männer, denen wir diese Aufgabe anvertraut haben, sie gut und gewissenhaft ausführen. Sagen Sie den Vertretern Ihres Volkes, daß ich an eine allgemeine Erholung glaube, die uns allen gute Zeiten bringen wird." Dann zog er aus seiner weißen Westentasche einige neue 25-Cent-Stücke, die er mir überreichte. Er hatte auch meine Kinder nicht vergessen, nachdem er gefragt hatte, wie viele ich hätte. Rockefeller hatte als kleiner, armer Junge, nahe dem Hungertode, in einer Kirche 25 Cent gefunden, die der Grundstein zu seinem großen Vermögen wurden. So sollte diese kleine Summe jedem seiner Besucher Glück bringen.

Die Audienz war beendet. Der Marquis Cuevas führte mich beim Weggehen noch an ein Klavier. „Spielen Sie etwas Chopin, der Großvater liebt Musik." Ich improvisierte einige Akkorde. Von weitem dankte mir dann Rockefellers Stimme. Ein Rosenstrauß aus den Treibhäusern wurde mir überreicht, dann traten wir wieder in die Nacht hinaus und blickten auf die Lichter des fernen Newyork hinter den dunklen Bäumen. Unter uns lag unsichtbar der große Hudson.



Schnelligkeitsrekord beim Rasieren.

In Wien ist ein internationaler Wettbewerb der Friseure und Barbiere abgehalten worden. Was die Damenfrisuren anbelangt, so werden sie, sofern das bei diesem Wettbewerb Gezeigte maßgebend ist, in Zukunft erheblich einfacher sein als bisher. Sie beschränken sich auf eine Ondulation des Hinterkopfes, die im Nacken herzförmig abschließt. Bei dem Wettbewerb wurde auch ein Rekord aufgestellt. Die Barbiere sollten zeigen, in welch kürzester Frist sie ein Männergesicht vollkommen glatt rasieren könnten. Als Versuchsobjekt waren nur Personen zugelassen, die einen mindestens drei Tage alten Bart hatten. Den ersten Preis errang ein gewisser Karl Seitzenbacher, der von dem Augenblick an, wo er mit dem Einseifen begann, seinen Kunden in genau 19 Sekunden fertig rasierte. Der zweite und der dritte Sieger brauchten 33 und 34 Sekunden.

Wer lernt da nicht das Gruseln?!

Die Gattin des Präsidenten als „Mannequin".

Die erste Dame der Vereinigten Staaten, Mrs. Roosevelt, die Gattin des Präsidenten, hat soeben auf vollkommen neue Weise das Interesse gezeigt, das sie gewissen wirtschaftlichen Fragen des Landes entgegenbringt. Sie hat eingewilligt, auf der „Woche der Landwirtschaft und der Hauswirtschaft", die von den Colleges der Vereinigten Staaten veranstaltet wurde, für einen großen Damenschneider von Newyork als „Mannequin" aufzutreten. Die Modenvorführung fand in der Universität von Cornell der Stadt Ithaca statt und man kann sich vorstellen, daß Hunderte von sensationsgierigen aber auch bewundernden Augen auf die Frau des Präsidenten gerichtet waren, die eine Stunde lang die verschiedenartigsten kostbaren Gewänder vorführte. Der Erfolg der Veranstaltung war denn auch überwältigend. Für den Hilfsfond, für den bei dieser Gelegenheit gesammelt wurde, ging ein Betrag ein, den man sonst niemals erreicht hätte.



Die Gewissensfrage.



Tourist in China: „Ja, wenn ich nun wüßte — —!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.